

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Da brach sich ein heißes, gallig-bitteres Gefühl in ihm durch. Die schwere Anklage, die ein fremder Richter in ihm gerade auf ihn losgehen wollte; die Anklage, daß er das Glück der andern unter sein eigenes Schicksal gezwungen; er schleuderte sie mit verzweifelter Energie von sich und ließ sie ertrinken in dem hellen, rauschenden Wasserfall, der auf seine Seele strömte und nur einen Ton erklingen ließ: Anders werden! Anders werden!

„Stoßen Sie an, mein verehrter Herr Baron! Auf die Lieben, die wir zu Hause haben!“

Er schreckte fast auf. Wer las hier in seinen Gedanken? — Es überlief ihn eine nicht zu verbergende Weichheit.

„Sie haben mich an der richtigen Stelle getroffen, Herr Professor. Auf unsere Lieben, die nicht hier sind!“

Sie stießen fröhlich an. Alle hatten die Gläser wieder geholt, als Lotte Wölflin noch einmal ganz leise an das Glas des Bruders rührte, daß es mit einem wehen Ton aufklirrte. Nur einer hatte das bemerkt, Alexander v. Rothkirch. Er erhob sich noch einmal, wie nach einem Traum, und saßte sein Glas.

„Auf Ihr spezielles Wohl, gnädiges Fräulein, Herr Wölflin!“

Da fiel der Kelch vom Glase Erichs ab wie die Glocke einer abgeblühten Blume von ihrem Stengel und zerbrach mit einem leisen Zischen, kaum hörbar, auf dem Rande seines Tellers.

„Glück und Glas — Prost, Erich!“ rief Gerhard ihm zu.

Die Musik, die vom Pavillon kräftig herüberlief und mit einer heiteren Weise den Gedanken eine andere Wendung gab, schnitt in diesem Augenblick die allgemeine Unterhaltung ab.

Der Freiherr sprach auf Badenburger lebhaft ein.

„Unsere Ferienreise?“ erwiderte der Professor. „Da müssen Sie bei uns erst eine Abstimmung vornehmen lassen. Bis heute sind wir noch nicht unter einen Hut gebracht. Uebrigens — Ilse und Lotte haben die ihrige bereits genossen. Nach dem — na, sagen wir es zu ihrem Lobe ganz offen — dem glänzend bestandenen Lehrerinnenexamen waren sie drei Monate in Paris und Marseille, den Charlottenburger Alzant wegzupolieren. Und Gerhard — die beiden Jungen da reisen im Herbst über die Pyrenäen. Mutting wird wohl diesmal mit Frau Malschen Trautwein wieder auf ihrem alten Warnemünde bestehen — was bleibt da viel übrig?“

Da bat Rothkirch einen Moment um Gehör.

„Es ist vielleicht unbescheiden, nach diesen aufgezählten Herrlichkeiten von unsrer Ostmark zu reden. Aber ich will

den Versuch wagen. Wir haben kein Meeresrauschen und keine stolzen Berge. Aber Wälder haben wir und stille Seen und Sonnenaufgänge, Mondscheinfahrten wie nirgendwo anders. Das behaupte ich. Und die goldgelbe Ernte auf den Feldern, die Ernte! Haben Sie, meine Damen, diese Poeste schon einmal erlebt? — Ich will mich kurz fassen. Ich lade die jungen Damen ebenso herzlich wie dringend ein: Kommen Sie zu uns aufs Land, erleben Sie den Sommer auf Bronin! Es soll Ihnen bei uns der Himmel auf Erden zurechtgemacht werden, und meine Lieben werden es Ihnen danken. Kommen Sie nach Bronin!“

Sie sahen sich fragend an. Das war eine Ueberraschung. „Sie brauchen keine Sorge zu haben — Papa hält erst Vorschau. Findet er es erträglich oder gar nett, dann können Sie es gewiß wohl wagen.“

Da fand Gerhard das erlösende Wort.

„Herr Baron, unser alter Sanitätsrat hat den jungen Damen erst neulich eine gehörige Standpauke gehalten, und der Refrain war: „Ruhmisch literweise, frisch im Stall, müßt ihr trinken! Es gibt kein besseres Medikament.“ Wenn ich also etwas zu sagen hätte — und das sollte eigentlich der Fall sein, denn ich bin doch der bekante respektable „große Bruder“ — also, ich würde kurz kommandieren: „Annehmen! Danken! Reisen!“

Nun fanden die Mädchen den Gedankenfaden wieder. Sie nannten den Vorschlag entzückend, sagten schnell ja und stießen, ehe der Vater sich einmischen konnte, mit dem Freiherrn auf ein Wiedersehen in Bronin an.

„Herr Professor, sagen Sie mir ebenfalls ja! Sie glauben ja nicht, wie sich meine beiden Mädel freuen werden, und meine Frau erst. Meine Damen, keine Angst! Sie werden sicher mehr finden, als Sie erwarten, und ich höre schon die Pferde wickeln, die ich zu Ihren Morgenritten ausführen werde. Also — Sie kommen!“

Es wurde noch einmal in aller Form abgemacht, und Rothkirch wurde nicht müde, von der Schönheit seiner verkannten Heimat zu erzählen und von dem Erntetrubel, der da draußen noch ein wirkliches Fest ist.

9. Kapitel.

Es war ein klarer, weicher Sommermorgen. Im Schlosspark zu Bronin hingen noch die Taupfropfen zwischen den Gräsern und Blumenblättern. Auf der Parkterrasse, über die das Geäst einer uralten Buche weit herüberreichte, saß die Gutsherrin mit ihren Kindern beim Frühstück. Die kleine Eva, ein frisches, schlankes Mädel von 12 Jahren, stocherte mit dem Löffel in der Kaffeeschale herum und fischte heimlich die gelben Sahneklümpchen heraus, gegen die sie einen Widerwillen hatte. Ihre Gouvernante, Mademoiselle Antoinette Fichu, bemerkte es aber doch und gab ihr einen Klaps auf die Patzche.

„Dummchen! Das ist gerade das Beste!“

„Zeig' mal her, Evi!“ fiel Waldemar v. Rothkirch ein, der zweite Sohn des Freiherrn. Seine schmalen, hohen

Wangen röteten sich ein wenig. „Schenk mir die schönen Sahnenstücker.“

Er füllte sie in seine Tasse und schlürfte sie mit Behagen.

„Siehst du, wie mir das schmeckt. Das mußt du auch noch lernen, damit du so hübsch groß und stark wirst wie Susel.“

Aber Evi schüttelte sich vor Abscheu.

Waldemar sah sich um und hustelte.

„Wo bleibt heute die Post?“

Da kamen schon die beiden Posttaschen mit den blanken Messingschlössern. Mademoiselle nahm sie dem Diener ab und schloß auf. Susanne Rothkirch sortierte die private Korrespondenz heraus und reichte dem Bruder die Zeitungen. Der junge Mann versank in einen Wiegestuhl und las das Feuilleton.

Frau Nataly v. Rothkirch war in einen Brief des Freiherrn vertieft. An dem leicht geöffneten Mund konnte man ihr wachsendes Ersäunen ablesen.

„Wunder und Zeichen, Kinder! Wir bekommen Besuch.“

Das mußte eine tieferbewegende Neuigkeit auf Bronin sein, denn alles drängte herzu und suchte eine Zeile zu erschaffen.

„Susel, lies vor — dort!“

Susanne las:

„Ueber Langeweile sollt Ihr Euch nicht beklagen. Ich bringe Ferienbesuch. Drei Berliner Mädels, lustige Rangen. Da könnt Ihr Bronin meinetwegen auf den Kopf stellen. Ich drückte ein Auge und, wenn es sein muß, alle beide zu. Wer, wie, was — ist vorläufig Geheimnis. Nur damit Ihr Euch einrichtet und nichts Verfehltes ansieht, knappe Biographie. Namen: Trude, Ilse, Lotte. Alter: vierzehn, neunzehn, zwanzig oder so drum herum. In etwa acht Tagen treffen sie ein. Ich selber wollte schon morgen reisen, werde es aber um einen Tag oder zwei verschieben. Nun seid hübsch brav, legt die Spinnweben aus den Fremdenzimmern und macht Euch Pläne. Es wird Euch bei den letzteren gern helfen Euer Papa.“

Waldemar sah die Mutter an.

„Sto piorunow!“ (Hundert Donnerwetter!) würde unser alter Maczmarek sagen. „Was ist sich in Herren gnädiges gefahren?“ Papa ist ja ganz aus dem Häuschen. Was schreibt er da? „Fremdenzimmer“? Gibt's denn so was auf Bronin? Ich kann mich nicht besinnen, daß wir in den letzten fünf Jahren jemals Logierbesuch hatten, Susi, wo liegen eigentlich die sogenannten Fremdenzimmer der Familie Rothkirch?“

„Laß deine slauen Handbemerkungen, Waldi!“

Frau Nataly lächelte vor sich hin. Aber es lag ein Schmerz in diesem Lächeln. Dann legte sich wieder der alte grüblerische Zug um die feingeschnittenen Mundwinkel.

„Freust du dich denn gar nicht ein bisschen, Mutchen?“ wehrte Susanne und las den Brief noch einmal von Anfang bis zu Ende durch. „Ist es etwa nicht nett von Papa?“

„Juchhe, gold'nes Pa'chen! Das ist mal fein!“ rief Eva und fiel der Mutter um den Hals.

Eva tätschelte sie und küßte ihre Wangen.

„Ob ich mich freue? Aber Kind, das ist doch gewiß zum Freuen, daß wir mal fremde Gäste ins Haus bekommen. In acht Tagen, schreibt Papa? Bitte, ma chère Antoinette, rufen Sie Mämmri-Kathrin!“

Eva kam der Mademoiselle zuvor und brachte ein kleines rundes Frauchen angeschleppt, die ein weißes Häubchen über dem freundlichen Gesicht trug.

„Wir bekommen in acht Tagen Besuch, Mämmri-Kathrin. Drei junge Damen aus Berlin. Sehen Sie die Fremdenzimmer durch. Nehmen Sie die kleinen nach dem See. In einer halben Stunde komme ich selber nach oben.“

Mit einem unterdrückten Seufzer stand die Freifrau auf und verschwand mit der Haushälterin. Mademoiselle und Eva gingen an die Schularbeit. Susanne sah, den Kopf in die Hand gestützt, träumend in den grünen Park.

„An was denkst du, Susel?“ fragte Waldemar.

„Ich grüble hin und her, wer es sein kann. Bekannte von Onkel Lothar? Wer sollte es sonst in Berlin sein?“

„Sag' mal, Susi, wie kommt dir denn Papa auf einmal vor? Ich bin beinahe sprachlos. Waren wir hier nicht in einem richtigen Trappistenkloster?“

„Ja, es ist sonderbar. Der ganze Ton des Briefes — ich kenne Papa nicht wieder. Du lieber Gott, ich kann es kaum glauben, daß es nun endlich einmal anders werden

soll auf Bronin. Seit Papa den Schlaganfall hatte — damals —“

„Sprich nicht davon, ich bitte dich. Wir wollen daran nicht rühren. Man könnte von neuem verrückt werden. Kopf hoch, Susel! Also zur Sache. Lotte — Ilse — Trude? Die drei Grazien von der Spree. Wir wollen ihnen zeigen, was auf Bronin los sein kann, wenn man nur will! — Hand ans Werk!“

Aber ein neuer Hustenanfall warf den jungen Mann in den Stuhl zurück. Müde sagte er:

„Mit mir ist gar nichts mehr los.“

Susanne trat an den Bruder heran und streichelte ihn zärtlich das dünne braune Haar.

„Und jetzt sage ich dir: „Kopf hoch!“ Dir ist dieser Winter in Meran nicht gut bekommen. Bei uns wirst du schon gesund werden. Komm, Waldi, jetzt gehen wir hübsch gemütlich in den Stall und halten ein bißchen Musterung. Die Kleine bekommt einen von Ewas Ponies, den artigen Grauen. Und meine Fische — doch komm. So — ha! dich hübsch ein.“

Sie schritten langsam die Parktreppe hinab am Springbrunnen vorbei zum Wirtschaftshof und machten Pläne.

10. Kapitel.

Der alte Oberinspektor Tschammer stand bei den Knechten vor den Kuhställen, wo Grünfutter abgeladen wurde, und löste seinen Aerger über die schlecht gestapelten Futtern mit einer Handvoll polnischer Fische. Das machte die Luft heben, tat aber nicht weh, denn er war im Grunde ein Gemütsmensch. Da hat ihn das Stubenmädchen, die schwarze Zanka, zur gnädigen Frau. Er ließ sich am Futterkasten den Staub von den langschäftigen Stiefeln wischen und stampfte um den alten Schloßbau herum in den Park. Unter der hundertjährigen Weißbuche hinter dem Springbrunnen sah er die Freifrau sitzen.

„Wünsche wohl geruht zu haben, gnädige Frau.“

Ohne Umstände zog er einen Gartenstuhl heran und setzte sich ihr gegenüber. Sie hielt einen Brief in der Hand.

„Guten Morgen, mein lieber Tschammer! Das schreibt mein Mann. Ich möchte Sie darum sprechen. Bitte, lesen Sie!“

Er zog die Brille aus dem Futteral, putzte sie bedächtig und las den Brief langsam durch.

„Der Herr Baron bringt den Baumeister gleich mit? — Um — da wird es jetzt also wirklich Ernst?“

„Nein, das meine ich nicht. Vier, die letzte Seite — lesen Sie das doch noch einmal.“

Tschammer las es noch einmal, Zeile für Zeile.

„Um — tjä — das finde ich schließlich ganz vernünftig, gnädige Frau. Ein bißchen gebildeter Kadav hier hinten kann uns wirklich nichts schaden.“

Aber dann kam ihm ein besonderer Gedanke. Er sah Frau Nataly prüfend an, nahm sein Schaggsfleisch und stopfte es.

„Sie erlauben? — Das muß ich mir berauchen.“

Er sah den bläulichen Wöllchen nach und zwinkerte mit den Augen. Darauf rückte er den Stuhl näher heran.

„Freist da etwa ein neuer Wind?“

„Ja — das ist es. Sehen Sie, das wollte ich Sie fragen.“ fiel die Freifrau lebhaft ein, daß sich die feinen, blassen Wangen leicht röteten. „Trauen Sie das meinem Manne wirklich zu?“

Tschammer zögerte. Das Thema wurde ihm sichtlich unbehaglich. Nach einer kleinen Pause rückte er sich zurecht.

„Man sollte ja am besten darüber nicht sprechen, Frau Baronin. Und wir haben es ja auch die ganzen Jahre so gehalten. Aber es ist doch gut, wenn man sich endlich einmal alles von der Leber herunterreden kann. Denn das ist doch klar — so geht's auf Bronin nicht weiter. Damals —“

Er stockte. Die Freifrau nickte und sagte tonlos:

„Damals — ja damals —“

„Gnädige Frau, als ich den Herrn Baron das letztemal vorhatte, es war am Neujahrstage — das war eine verdammte erste Gratulation — ja, weiß Gott, verdammte ernst und triste — da habe ich ihm offen gesagt: „Herr Baron, wir wollen im neuen Jahr ein neues Leben anfangen. Auf Bronin hört man bloß noch den Turmhahn kreischen. Das ist die ganze Musik für die, die drinnen wohnen. Das ist ja zum Sterben. Fangen Sie an, Herr Baron, und mit meinen sechzig Jahren mache ich alle Schandtaten mit, wenn's sein muß. Sie haben zwei Mädels, Herr Baron, die so sachte herangewachsen sind.“ Da hat er sich umgedreht und sich ans Fenster gelehnt. Ich habe es wohl bemerkt, wie es in seinen

Schultern zuckte. Dann kehrte er sich plötzlich um und klopfte mir auf die Schulter. „Sie haben recht, alter Freund. Tschammer, es muß anders werden, anders — anders!“ — Das war alles. Und anders ist es auch nicht geworden. Um — hm — mach' er was!“

Frau Nataly hatte die Hände gefaltet und sah starr auf den gelben, glühenden Gartentees. Der Inspektor passete vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

General Fürst Konstantin.

Eine Soldaten-Schnurre.

Von Martin Proskauer.

Wir hatten die Bahnhofs-Wache in einer kleinen polnischen Grenzstadt. Die Ablösung war gerade aufgezo-gen, und wir setzten uns in den ehemaligen Warteraum, um uns ein bißchen aufzuwärmen. Plötzlich ging die Tür auf, und mit strahlendem Gesicht, wofür glänzend wie ein requiriertes Ferkelchen, erschien unfer aller Stubenamerab aus der Garnison, der dicke Stibbefe — Stibbefe! Schon bei dem Gedanken an ihn war auf allen Gesichtern ein Lächeln aufgetaucht, denn alles, was es an dummen Streichen, schnurrigen Lügen und Ausschneiderien gab, trug für uns seit den Tagen der Mobilmachung unfehlbar die Marke „Stibbefe“. Wenn Stibbefe erzählte, stand die Welt still. Es gab nichts, was er nicht kannte, was er nicht schon gemacht hatte, und kein Wenteuer, in das er nicht verwickelt gewesen wäre. Aber trotz seiner fauchdicken Schwindeleien hatten wir ihm ein gutes Andenken bewahrt, denn wenn uns, besonders in den ersten schwierigen Kriegstagen, eine traurige Stimmung besiel und es einmal so verdächtig still in der Mannschaftsstube werden wollte, war der dicke Stibbefe mit einer Schnurre bei der Hand, bis alles lachte.

Als wir dann ausmarschirt waren und ein Teil des Regiments, dabei auch Stibbefe, in die Front getriekt war, hatten wir oft an den lustigen Kerl mit der Münchhausen-Natur gedacht und gern gewußt, ob er überhaupt noch am Leben war. Und jetzt stand er hier, leuchtete rundlich wie die Sonne und hatte sogar den Silberrand eines Eisernen Kreuzes zwischen den Mantelklappen aufblitzen!

Rasch sah er zwischen uns, führte das große Wort wie einft und wußte die merkwürdigsten Heldentaten zu berichten. Schließlich fragte einer aus der Bande:

„Sag' mal, Stibbefe, wofür hast du eigentlich dein Eisernes Kreuz bekommen?“

„Müchtig, Mensch, das mußt du erzählen,“ rief ein Gefreiter, „aber wenns geht, Stibbefe, lüg diesmal nicht, erzähl die reine Wahrheit!“

Stibbefe sah sich um. „Was wollt ihr eigentlich? Ihr tut ja, als ob ich immerzu schwindele? Dann rede ich lieber gar nichts mehr!“

„Hier dich nicht lange,“ rief der Gefreite, „aber das sage ich dir, wenn du jetzt nicht wirklich die wahren Tatsachen erzählst, werde ich dir meine Stiebel an den Kopf!“

Stibbefe schüttelte wehmütig den dicken Kopf.

„Wolken lieber nicht davon reden, Kinder, es ärgert mich noch heute, wenn ich daran denke!“

„Wieso?“ fragten wir erstaunt, „das ärgert dich, daß du das Kreuz bekommen hast?“

„Na ja, Hindenburg hat mich nicht schlecht angesehen!“

„Kang' an, Stibbefe, wir sind schon neugierig genug!“

„Meinetwegen!“ brummte Stibbefe und steckte sich noch rasch eine neue Zigarre an.

„Also das war im Januar,“ begann er, „wie wir an der Rawla den Russen gegenüberlagen. Wir steckten ganz vorn in einem Erdloch als Feldwache und paßten auf den Feind auf. Eines Abends war es mächtig neblig. Da kommt auf einmal unser Hornposten zurück und bringt so Stücker fünf Russen mit, die sich ergeben haben.“

„Du, Stibbefe, denk' an den Stiebel!“ rief unser Gefreiter warnend dazwischen. Der Erzähler warf ihm einen verächtlichen Blick zu und fuhr fort:

„Und der Feldwebel schickt mich und einen Unteroffizier mit den Gefangenen nach rückwärts zum Regiment. Die Russen sind ganz vergnügt und fangen an, mit dem Unteroffizier zu reden, denn er verstand russisch. Und er erzählte mir, was sie sa-gen. „Du, Stibbefe, der Jaufewitsch hier erzählt, daß dort draußen in Borczuchow der russische Oberkommandierende, der Fürst Konstantin, wohnt. Da müßten unsere Batterien 'mal hinfunkeln!“ Unser Russe redet immer weiter und sagt, der General wohnt in der Villa vor dem Dorf, und er selber ist Burische dort gewesen, aber er ist fortgelaufen, weil die Offiziere immer besoffen waren und ihn verprügelt haben. „Na, denke ich, die Prügel haben dir nichts geschadet“, da kommt mir — wie der Blitz — eine Idee. Mir wird ganz heiß, aber ich sage nichts. Wir liefern nun unsere Gefangenen ab und marschieren zu unserer Feldwache zurück. Am nächsten Abend kommt ein Befehl: Feldwache 12 schickt Patrouille gegen Borczuchow vor!“

Das war mir ein Blitz des Himmels. Ich melde mich freiwillig, nehme mein Rad, borge mir vom Feldwebel den Revolver und faufe ab. Endlich bin ich draußen bei den russischen Linien, mein Rad schmeiße ich ins Gras und krieche in Nebel vorwärts. Endlich, wie es Nacht ist, sehe ich vor Borczuchow. Ringsum ist nichts zu sehen und zu hören, ich tappe immer weiter und finde richtig die Villa, in der der Oberkommandierende, ihr wißt schon, der Fürst Konstantin wohnt!“

„Du, Stibbefe, du sollst ausnahmsweise die Wahrheit erzählen!“ Klang ein Zwischenruf.

„Da wohnte der General,“ wiederholte Stibbefe ernsthaft und unbeirrt. „Ich nehme meine Pistole zur Hand und künfte vorsichtig die Hintertür an — offen! Gcht russisch, denke ich, und schiebe mich langsam 'rein. Unten an der Treppe sitzt ein Soldat und schnarcht, oben an der Treppe schnarcht einer, und vor einer Tür im ersten Stock noch einer! Es war das reine Dornröschenschloß. Na, mir war's recht, ich steige über den Schnarchposten weg, drüde auf die Tür und bin — im Zimmer des Generals! Los sah da schön aus! Weinflaschen, Schnapsgläser, Büddeln, alles durcheinander auf dem Tisch und Fußboden — und auf dem Bett liegt der General in Uniform und schläft süß. Ich knipse meine Taschentampe an und beleuchte ihn ein bißchen, dann höhe ich ihm sanft mit dem Revolver unter die Nase. „Herr Fürst,“ sage ich leise, „aufstehen!“ Er rührt sich nicht. Ich gebe ihm noch einen Kuff:“

„Hoppla, Herr General, Excellenz, es ist höchste Zeit!“ Da fährt er auf und sieht sich mit runden Malleraugen ganz ver-dört um, mit einem Male will er den Mund aufmachen.

„Pst, pst,“ sage ich, „Herr Fürst Augustin Konstantin und so weiter, hier wird jetzt hüßlich ruhig geblieben!“ Na also, endlich hat er meine sanfte Ueberredung begriffen, nur daß ich ihm immer mit meinem Revolver auf seinen Bauch zielte. Er steht auf, und ich schiebe ihn vor mir her und sage nochmal:

„Also, Herr Fürst, Excellenz in ihrem eigenen Interesse — ganz leise! Sonst könnte ich Ihrem hochwohlgebornen Bauch eine königlich preussische Kugel geraten!“

Wir tappen nun leise die Treppe runter, ab und zu muß ich ihm einen kleinen Stupps ins Genick geben, und wir landen auch glücklich auf der Straße.

„Nun Trab, Excellenz,“ sage ich, „das hält schön warm!“

Wir laufen beide ein bißchen, ich immer mit der Pistole an seinem Kopf, und so machen wir Lauffschritt, bis endlich unsere Feldwache auftaucht. Hier gibt es natürlich ein Niefenauffiehn, und ich muß mit meinem Fürsten gleich weiter zum Regiment. Der Oberst fällt auf den Rücken, wie wir ankommen, seht mich mit dem Russengeneral in ein Auto, und ab gehts zum Oberkommando. Wer ist gerade da? Hindenburg — unser Hindenburg!

Mein Oberst meldet sich und schleppt mich und meinen Gefangenen zum Feldmarschall. Hindenburg sitzt am Schreibtisch und läßt sich alles erzählen, dann sagt er zu mir:

„Wie heißt du?“

„Mir zittern die Knie vor Aufregung, aber ich sage:“

„Stibbefe, Excellenz, Landwehrmann Stibbefe!“

„Stibbefe,“ sagt Hindenburg, „komm' mal mit in das andere Zimmer!“

Wir gehen nebenan in die Stube, Hindenburg macht die Tür zu, legt die Arme über die Brust und sieht mich an. Ich stehe stramm, aber mir wird ganz brenzlich zumute. Endlich legt Hindenburg los:

„Stibbefe,“ sagt er, „weißt du, was du bist? — ein Dornochse bist du — verstanden?“

„In Befehl,“ sage ich ängstlich.

„Du Dummkopf,“ sagt Hindenburg weiter und wird wütend, daß ihm der lange Schnurrbart zittert, „wie kannst du dir erlauben, den Fürsten Konstantin zu fangen? Was fällt dir ein, mir meine ganzen Kriegspläne kaputt zu machen?“ Ich starre den Feldmarschall ganz entgeistert an.

„Mensch, Stibbefe,“ rüst er, „verstehst du denn noch nicht? Solange der Fürst Konstantin da draußen kommandiert, machen die Kerle nichts wie Dummdheiten, und ich kann sie ohne Mühe besiegen, wie ich will. — alles ging so schön und leicht — und jetzt kommst du Dummkopf und fängst mir den Fürsten weg! Wenn es das Unglück will, kommt nun dort draußen ein tüchtiger General, ein geseheiter Kopf an die Spitze, und wir können uns wieder mehr plagen!“

„Ach Gott, ach Gott, mir fiel das Herz in die feldgrauen Hosen! Da klopfte mich Hindenburg auf die Schulter:“

„Na heule nicht, Stibbefe,“ sagte er, „du bist ein tapferer Kerl, aber Strafe für deine Dummheit muß sein! Jetzt bringst du mir den Fürsten sofort wieder zu den Russen herüber!“

„Excellenz!“ sage ich ganz erschrocken. Da frügt Hindenburg die Hände auf seinen Degen und redt sich ganz groß auf und sagt: „Stibbefe, halts Maul! Der Fürst muß wieder rüber, ehe sie womöglich einen neuen General ernennen, da bist nichts! — Achtung — hilfgeflanden! Kehrt — marsch!“

Was wollte ich machen? Stumm und stramm machte ich kehrt, ging raus und nahm meinen Fürsten wieder beim Widel. Draußen stand schon der Adjutant von Hindenburg mit Hindenburgs eigenem Auto; und ab ging's, auf die russischen Stellungen zu. Na — un-

die Sache kurz zu machen, bei unserer Feldwache lud ich unseren Führer aus, und wir trauten wieder auf Voreinzug zu. Endlich waren wir in dem kleinen Wald vor dem Dorfe, wo man schon die Häuser sehen konnte. Da zeigte ich dem Konstantin den Weg, gab ihm einen Trit — denn ich mußte mir ein bißchen Luft machen — und ließ ihn laufen."

Stibbeke schwieg und sah sich um. Aber wir schwiegen auch alle und sahen ihn nur stumm mit vorwurfsvollem Blick an. Der Kamerad, der vorhin die Forderung nach der reinen Wahrheit ausgesprochen hatte, bildete sich immerlich. Stibbeke räusperte sich:

„Tja — und drei Tage später schickte mir Hindenburg das Eiserne Kreuz hier, sozusagen als Pfaster auf mein Weh! Hätten wir den Fürsten behalten dürfen, so hätte ich sicher heute das Eiserne Kreuz erster Klasse!"

Naun hatte er ausgesprochen, so sprang er blühschnell auf und eilte zur Tür. Und keine Sekunde zu früh — denn schon flog ein schwerer Kommissstiefel durch die Luft und fiel polternd hinter ihm nieder ...

Der Krieg im Kindermund.

Mut und Vorzug der Kindheit bildet jene frische, noch unberührte Originalität, mit der die junge Welt alle Erscheinungen und Ereignisse ansieht und verarbeitet. Auch der Krieg, der natürlich auf die Phantasie der Kinder einen gewaltigen Eindruck macht, hat eine Fülle überraschender Meinungen aus Kindermund hervorgerufen, und es war ein glücklicher Gedanke von Hanns Florke, daß er in seinem soeben bei Georg Müller in München erschienenen Buche „Die Kinder und der Krieg" eine ganze Sammlung von Kinderausdrücken und Kindertaten, die mit dem Krieg zusammenhängen, veranstaltete. Wie jeder Beobachter der Kinderwelt weiß, ist sie von einer glücklichen Parteilichkeit erfüllt. Nichts liegt ihr ferner als Objektivität; sie kennt nur die Sache des eigenen Volkes und ist leidenschaftlich vom Wunsche nach deren Siege erfüllt. Ein Berliner Vater erzählt, daß seine jüngste eines Tages hereintritt, sich außer Atem an den gebetteten Tisch setzt, die Hände faltet und betet: „Unseren täglichen Sieg gib uns heute!" Ueberrascht sagt die Mutter: „Wo warst du schon wieder? So heißt das Gebet nicht." „Ich war in der Friedrichstraße," erwidert die Kleine und schweigt. „So, dann bekommst du zur Strafe nichts zu essen," sagt die Mutter. Am nächsten Mittag ist Nina päntlicher und betet: „Unser täglich Brot und Sieg gib uns heute." — Der kleine fünfjährige Otto wird ermahnt, jeden Abend auch für unsere Soldaten und seinen im Kriege befindlichen Vater zu beten. Er hat daher sein übliches Gebet folgendermaßen vervollständigt: „Lieber Gott, beschütze alle deutschen Soldaten — Vater am tollsten. Laß auch alle deutschen Soldaten siegen — aber Vater am tollsten."

Sehr originell äußerte sich die entschiedene Parteinahme für die deutsche Sache bei dem vierjährigen kleinen Ulli, der alle Abend betet, der liebe Gott möge doch alle unsere Soldaten zu Lande, zu Wasser und in der Luft beschützen, auch den Verwundeten helfen, und wenn welche sterben, so laß sie in den schönen Himmel kommen." Blüßlich unterbricht er sich: „Mutter, was macht denn der liebe Gott aber mit den toten Russen? Die kann er doch nicht in den Himmel nehmen!" Die Mutter: „Doch Ulli, wenn sie fromm sind, werden sie wohl auch in den Himmel kommen dürfen!" Ulli sehr energisch: „Mutter, in den Himmel mag ich nicht! Ich möchte lieber in den deutschen Himmel!" Zumal die Russen haben offenbar überhand auf die kindliche Einbildungskraft einen sehr starken, aber nicht gerade vorteilhaften Eindruck gemacht, und besonders ist es ihr Verhältnis zur Reinlichkeit, das sie viel beschäftigt. Bei der abendlichen Waschung entdekt die Mutter an Frisens Körper eine Unmenge von Kratzern.

„Wo hast du denn das her?" „Ach, Mutter! Es war so schrecklich! Wir haben Krieg gespielt und weil ich der Jüngste war, mußte ich Kasse sein und mich immer kratzen!" Warum die Kratzen so schlecht schiefen, das erklärt ein Berliner Junge den Umstehenden kurz und sicher mit der Behauptung: „Die können ja nur mit einer Hand schießen." „Warum denn das?" fragte man ihn überrascht. Worauf der Sachkenner: „Ja, mit der andern müssen sie sich den Kopf kratzen." Natürlich hat sich im Laufe des Krieges die Phantasie, das Spiel und der Sprachschatz der Kinderwelt aufs reichste mit kriegerischen und militärischen Beziehungen gefüllt. Klein-Nischen hört aus der Straße das bekannte Mailiedchen singen: „Mailäfer flieg, dein Vater ist im Krieg." Als bald fragt sie die Mutter, wie sie in der jüngsten Zeit so oft hat fragen hören: „Matti, bei welchem Regiment steht denn der Papa vom Mailäfer?" Der kleine Hans weiß, daß seine Mutter dem kleinen Schwesterchen Milch zu trinken gab und daß man das „Müllen" nennt. Jetzt ist sie aber damit beschäftigt, die durchziehenden Krieger auf dem Bahnhofs mit Kaffee, Milch und anderen Erfrischungen zu versorgen und als ihn eines Tages jemand fragt: „Na, Hanschen, was macht denn deine Mama?" Da antwortet er stolz: „Die stillt die Soldaten!" Zuweisen wird durch all das viele Neue, was sie jetzt sehen und hören, in den kleinen Köpfen eine drollige Verwirrung angerichtet. Dazu gehört das folgende lustige Beispiel

von Sprachreinigung: „Auf dem Kinderplatz eines Berliner Vorortes bildet, wie jetzt gewöhnlich, unter dem Maßels des Krieg den Gesprächsgegenstand. Da erklärt die eine: „Du, jetzt wo wir mit die Russen kämpfen, dürfen wir nicht mehr „Barbong" sagen!" „Wie denn?" „Na, auf Wiedersehen!"

Vermischtes.

* Der Morgenkaffee der französischen Soldaten. Es gehört zu den Eigenarten der Franzosen, daß sie mit hartnäckigem Eigensinn an den kleinen, ihnen lieb gewordenen Gewohnheiten des täglichen Lebens festhalten. Wie weit dieser Eigensinn geht, beweist ein Geschichtchen, das der Dardanellen-Berichterstatter des „Journal de Gendve" seinem Blatte zu erzählen weiß: „Der Morgenkaffee gehört zu den geheiligsten Institutionen des französischen Soldatenlebens, im Felde sowohl wie in der Kaserne. Mit diesem Kaffee wird der Tag eingeleitet, und ein guter Morgenkaffee bedeutet einen guten Verlauf des ganzen Tages. Ich beobachtete in Mudros Kolonialtruppen, die nach Gallipoli eingeschifft werden sollten. Alles ging in Ordnung vonstatten — bis ein Soldat knapp vor der Abfahrt den Ruf ausstieß: „Und unser Morgenkaffee?" Und sogleich lief der Ruf von Mund zu Mund, alle Mannschaften gerieten in Unruhe. Die Soldaten hatten zwar geküßelt, aber in der Eile hatte man vergessen, den Kaffee abzugeben. Da erklärte ein energischer Leutnant: „Ich weigere mich, abzufahren, bevor die Leute den Kaffee bekommen haben!" Man blieb, der Kaffee wurde gekocht und getrunken, und dann schiffte man sich munter ein. ... Wenn das nicht Disziplin heißt ...

* Das künstliche Gesicht. Ueber eine Wunderkur, die — wenn sie der gegebenen Schilderung entspricht? — tatsächlich „wunderbar" zu nennen ist, berichtet ein Gewährsmann der „Daily Mail" aus Paris: „Kann ein Mann, der weder eine Nase zum Niesen, noch Lippen zum Lächeln, noch Kinnbacken zum Kauen hat, überhaupt wieder ein Mensch werden? Jawohl — ich habe den Fall gesehen, in dem dieses Wunder ausgeführt wurde. Bei einem Besuche im Rothschild-Spital in Paris zeigte man mir die Photographie eines französischen Soldaten, der mit zerschmettertem Gesicht eingeliefert worden war. Das Bild war fürchterlich: die untere Hälfte der linken Kinnlade fehlte, das Kinn war zerschmettert, die Nase und die Lippen waren fortgerissen. Doch wie erstaunte ich, als man mir den geheilten Patienten vorführte: keinerlei Verwundung war in seinem Gesicht zu erkennen. Die linke Kinnbacke lag genau so aus wie die rechte, die Lippen waren tadellos, Nase und Kinn heil und wohlgeformt. Das Gesicht wies nur einige flüchtige Schnittnarben und einige dünne Nähte auf. Und der Assistent des Wunderarztes, Dr. Morestin, erklärte mir die Art der Behandlung. Da die vitalen Organe des Patienten unverletzt waren, gingen die Wundstellen ohne Gefahr in Heilung über. Mit Knochenpulvern und Hautstücken, die dem Rücken des Verletzten entnommen waren, wurde die Kinnlade wieder hergestellt. Für die Lippen verwandte der Arzt ein Hautstück, das aus dem Bauch des Patienten geschnitten war, und auf ähnliche Weise wurde auch die Nase hergestellt. Als der Patient auf diese Weise geheilt worden war, sprach er den Wunsch aus, auch seinen Schnurrbart wieder zu bekommen, worauf Dr. Morestin auch dieses möglich machte, indem er ein behaartes Hautstück des Nackens auf die Oberlippe verpflanzt. Und", fügt der Berichterstatter hinzu, „der Soldat geht auch tatsächlich bereits wieder zum Barbier!"

* Wie lange dauert ein Augenblick? Ein Augenblick gilt uns als das kleinste aller denkbaren Zeitmaße. Wie lange dauert denn nun aber ein Augenblick? Zur Beantwortung dieser Frage geht ein holländisches Blatt auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes zurück, indem es den Augenblick als einen „Augen-Blick" auffaßt. Man hat nun photographische Aufnahmen von den Bewegungen des menschlichen Augenlides gemacht, und aus diesem ergibt es sich, daß man in 4 Sekunden 20 mal mit den Augen zu blinzeln, sowie die Augen 20 mal zu öffnen und zu schließen vermag. Daraus folgt also, daß ein „Augen-Blick" den fünften Teil einer Sekunde währt.

Magisches Quadrat.

In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A A B B B E E I N N R R T T T derart einzutragen, daß die wagerechten u. senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:

1. Asiatisches Land.
2. Kleines Sternbild.
3. Philosophen.
4. Ein Eigenschaftswort.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer: **Vockbier.**